

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 10

Artikel: Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634982>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 10 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

6. März 1937

Allein

Von Ludwig Fulda

Alle sind wir so allein...
Was kann einer dem andern sein?
Kann wohl in die Augen sehn,
Aber nicht in des Herzens Grund,
Kann nur ahnen und nicht verstehn,
Was ihm beicht ein zuckender Mund.
Worte sind arme, plumpe Zeichen,
Bilder, die nicht dem Urbild gleichen,
Das gespenstisch die Brust beklemmt...
Alle sind wir einander fremd.

Wenn wir Hand mit Hand umwinden,
Glühend, begehren und, ach, so gern
Uns für immer zusammenbinden,
Ewig bleiben wir uns doch fern.
Fern im Leben und fern im Tod.
Jedes stille, stygische Boot
Führte, wenn es zum Hades glitt,
Ungelöste Rätsel mit.

Beglose Finsternisse schwärzen
Den tiefen Abgrund von Herzen zu Herzen.
In die geliebte Seele bricht
Liebe mit fahlem, tastenden Schein
Wie durchs Dunkel ein Grubenlicht...
Alle sind wir so allein.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

10

„Sie können froh sein, solche Eltern zu haben.“

„Es ist manchmal langweilig, finde ich. Und meine Eltern sind sie ja gar nicht. Sie haben mich in ihren Mutterschoß aufgenommen, als ich ganz klein war. Ich glaube, gerade darum sind wir so furchtbar vergnügt zusammen, und so zufrieden miteinander, weil wir fünf gerade sein lassen können.“

„Wie meinen Sie das, kleines Fräulein?“

„Das ist doch einfach, nicht? Sie brauchen nicht ehrgeizig zu sein, denn sie können ja für meine Fehler nichts, und sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen, wenn ich nichts kann, und überhaupt, und sie brauchen nicht immer zu denken wie andere Eltern: das soll einmal ein feiner Mensch werden, ein besserer, als ich einer bin.“ Der Pfarrer lachte.

„Sie haben ja Ihre eigene Weltanschauung.“

„Ich bin eben so viel mit den Jungen zusammen. Die treiben einem das Sentimentale aus, die...“

„Das ist ganz gut. Man wird weniger enttäuscht. Aber scheint Ihnen nicht, daß Sie gefunden haben, was Sie suchen?“

Ist die Ehe Ihrer Eltern nicht das Beispiel einer wahren Ehe? Sie haben das Wort ja selbst ausgesprochen: Sie tun einander alles zuliebe.“

„Doch, ja. Aber wenn zum Beispiel die Leute einmal nicht so lieb sein können wie Mama und Perkeo...“

„Perkeo? Wer ist das?“

„Das ist der Papa. Mama sagt ihm so und ich manchmal auch. Ja, wenn sie zu heftig sind zum Beispiel, oder zu... empfindlich, oder zu egoistisch, oder ganz rechthaberisch... oder ein wenig... so wie ich zum Beispiel? Gibt es da nichts, das ihnen helfen könnte?“

„Doch. Große Höflichkeit ist ein sehr gutes Mittel. Sie verlangt Selbstbeherrschung und gute Erziehung. Wenn die Ehegatten höflich sind gegeneinander, ist schon viel gewonnen. So höflich, als wären sie sich fremd, das würde schon genügen.“

„Herr Pfarrer, ich möchte Sie gerne etwas fragen.“

„Fragen Sie, fragen Sie, ich antworte gerne.“

„Ja, ich weiß nicht recht, ob es sich schickt, gerade Sie zu fragen, einen Herrn Pfarrer.“

„Es wird nicht so schlimm sein. Also?“

„Kennen Sie einen Herrn Zumbrunn?“

„Zumbrunn? Deren gibt es viele hier in der Gegend.“

„Ulrich Zumbrunn. Ich möchte wissen, was das für ein Mensch ist.“

„Ja, den Ulrich Zumbrunn kennen Sie? Ja, was soll ich sagen? Er ist ein gescheiter Mensch, Fabrikbesitzer, hübsch...“

„Das habe ich alles selbst gesehen oder gehört. Aber wie er ist, möchte ich wissen.“

„Nicht übel. Aber doch ist allerlei an ihm auszufehen.“

„Mir hat er ganz gut gefallen“, sagte Jorinde, etwas kurz.

„Gut gefallen, liebes Fräulein? Gefahrenzone!“

„Ja, gefallen. Besonders das erste Mal. Das zweite Mal war er sehr unterhaltend; aber das erste Mal hat er mich an jemand gemahnt, ich glaube an jemand in einem Buch, an einen feinen Menschen... weiß gar nicht mehr, wo ich...“

„So, so, er erinnerte Sie an einen feinen Menschen? Aber vielleicht wäre es doch besser, wenn Sie nicht zu viel darüber nachdenken würden. Was gefällt Ihnen denn so an ihm?“

„Eben, daß er so nett zu mir war. Einmal auf die Art, einmal auf die andere.“

„So, so, Gefahrenzone! Jeder Mann ist nett gegen ein junges Mädchen, wenn es ihm gefällt. Das will nichts sagen. Aber ob er gegen ein altes Weiblein freundlich ist, und ihm zum Beispiel das Köfferchen herunterreicht in der Eisenbahn, oder ihm Platz macht im Tram, darauf kommt's an. Und darauf, wie er bei seinen Freunden über die jungen Mädchen redet, und darauf, was ihm an den Mädchen gefällt. Und ob er gegen einen armen Teufel freundlich oder...“

„Oh, freundlich war er schon. Als wir zusammen auf der Landstraße gingen und so durstig wurden, und in einem kleinen Wirtshäuschen einkehrten, da hat er gleich dem Handwerksburschen nebenan auch ein Bier kommen lassen, und kein Mensch hat's gesehen.“

„Aber Sie waren dabei! Er kann es getan haben, um Ihnen zu gefallen.“ Aber nun wurde Jorinde beinahe böse.

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, daß Sie das noch nicht so richtig wissen, weil Sie schon so viel Böses gesehen haben.“

„Es gibt auch viel Böses. Es ist schädlich, alles rosenrot zu sehen, auch was grau oder schwarz ist. Gefahrenzone! Liebes Fräulein Jorinde.“

„Gefahrenzone, ach was! Und er hat so freundlich mit der Wirtin gesprochen, trotzdem es eine alte Frau war, und gar keine hübsche. Und nachher hat er eine Harmonika hervorgezogen und lauter Lieder gespielt, die ich gerne habe, und die ich alle kannte.“

„Ich sehe schon — jungen Mädchen ist nicht gut raten, aber hier und da einem alten Herrn zu glauben, das würde doch vielleicht nichts schaden.“

„Glauben? Glauben kann ich etwas doch nur, wenn ich es weiß.“ Der Pfarrer lächelte.

„Liebes Kind, das ist ein kühnes Wort. Wie alt sind Sie?“

„Siebzehn. Gewesen“, sagte Jorinde mit dem hübschen Trotz, der ihren Jahren zukam.

„Dann sei Ihnen verziehen, Märchenerzählerin.“ Es klopfte, und Besuch wurde angemeldet. Anna-Maria führte Jo hinauf in ihr Zimmer, um die Doré-Bibel mit ihr anzusehen. Jorinde sah sich im Zimmer um.

„Wie Sie weiß lieben“, sagte sie und ihre Augen glänzten.

„Es paßt zu Ihnen. Sie haben solch ein... freundliches... nein, nein... liebevolles... oder, wissen Sie, so ein heiliges

Geficht. Da sieht man, daß Sie nie etwas Böses tun. Ich wollte, ich wäre Sie.“

„Aber Kind, nein, nein! Aber weiß liebe ich wirklich. Ich denke mir die Engel immer in Weiß, wie der Schnee, oder wie der Flaum. Und wie die Blumen im Paradies, und die Herzen der kleinen Kinder.“ Und deines, dachte Jorinde. Darauf besahen sie die Bilderbibel. Jorinde wollte nicht so recht jubeln. Sie fand alles ein wenig theaterhaft, unnatürlich, unwahr. Anna-Maria aber gefiel alles. Begeistert erklärte sie, wie jedes Vorkommnis doch so schön geschildert und dargestellt sei. Aber Jorinde wehrte sich.

„Ich wollte, die Hände der Königin Jeshabel, die man auf die Straße gestürzt hat, lägen nicht so wie abgebrochen herum, als ob sie aus Porzellan wären. Und daß man sieht, wie die Hunde Hände und Füße fressen, ist doch gar nicht schön. Das würde meinem Papa nicht gefallen, und der Mama erst recht nicht, die hat nicht gern graufige Sachen auf Bildern. Sie sagt, es sei genug, daß derartiges im Leben vorkomme.“ Anna-Maria verzog schmerzlich ihr Gesicht, und Jorinde dachte, daß es gar nicht nett sei, eine so liebe Kreatur zu betrüben. Mir fällt das Richtige immer erst hinterher ein, schalt sie sich.

„Sie müssen nicht traurig sein. Ich verstehe ja nichts davon. Ich sage das nur so. Wenn meine Skibuben es gehört hätten! Die hätten mich tüchtig ausgelacht. Wegen geistigem Hochmut.“ Nach dieser Selbstherabwürdigung fühlte sie sich wieder wohl. Und liebevoll wurde sie von Anna-Maria verabschiedet.

Am nächsten Morgen brachte ihr ein freundliches Dienstmädchen das Frühstück ans Bett. Vielleicht frage ich die ein wenig aus, dachte Jo. Die weiß vielleicht mehr als der Herr Pfarrer, vor dem man so viel Respekt hat, daß man sich anders gibt, als man ist. So ein Mädchen hört viel. Und sie begann zu fragen: Ob das Mädchen vielleicht einen Herrn Zumbrunn kenne?

„Den Herrn Zumbrunn? Den kennt jeder. Den haben alle gern. Er hat elf Patenkinder.“

„Elf Patenkinder? Wozu? Was tut er mit so vielen Patenkindern?“

„Wozu?“ fragte das Mädchen erstaunt. „Er hat sie eben. Er ist ihr Pate, und ist doch erst einunddreißig Jahre alt.“

„Was, einunddreißig Jahre! Das ist aber alt.“

„Und er schenkt ihnen zur Konfirmation neue Anzüge, jedem Buben und jedem Mädchen. Er hilft vielen Leuten. Meiner Mutter auch, als sie krank war.“

„Der Herr Pfarrer mag ihn nicht besonders“, sagte Jo. Und wieder ärgerte sie sich darüber.

„Doch“, sagte das Mädchen. „Doch, doch, er mag ihn.“

Darauf ging sie, und Jorinde wußte gar nicht, was sie denken sollte. Der eine lobt den Wanderer, und der andere tadelt ihn. Und einmal gefiel er ihr gut, und einmal weniger gut, merkwürdig war das. Vielleicht ist er launisch, einmal freundlich und einmal nicht. Einige treffen es zur Freundlichkeit, und andere zur schlechten Laune. Vielleicht hat er, als er mich nicht grüßte, Ärger gehabt. Vielleicht wollte er nicht zugeben, daß er wie ein Handwerksbursche auf der Landstraße gegangen ist, so mit dem Rucksack auf dem Buckel, und staubig. Vielleicht tanzt er gern, und war darum im Schwanen so lustig und erzählerisch. Darauf prüfte sich Jorinde ernstlich, wie er ihr eigentlich besser gefalle, ob ernst und freundschaftlich, oder so vergnügt und fast überhöflich wie im Schwanen beim Tanzen. Sie blieb endlich dabei, daß ihr der Landstraßentamerad doch lieber gewesen sei, und daß er gewiß der Mama auch besser gefallen hätte. Es störte sie, daß ein Mann so launisch sein sollte. Das passe nicht zu einem rechten Mann, fand sie, das passe zu einem Jungen.



Theod. Barth, Basel — In der Schusterwerkstadt

Aber keiner ihrer Skifreunde war launisch, die würden gehörig geuzt. Ein Fabrikbesitzer und launisch! Komisch, es paßt nicht zusammen. —

Um drei Uhr nachmittags strömten die Kinder zum Schulhaus, als würden sie vom Rattenfänger gelockt, und im Saal war ein Gewisper und Geflüster, und die Bäckchen wurden röter und die Augen glänzender. Die kleinen Füße scharren schon ungeduldig, lange ehe es drei Uhr geschlagen hatte. Jo stand im Rektorzimmer zwischen Lehrern, Schulvorstehern und Freunden der Schule und antwortete ein wenig scheu, ein wenig mutwillig und ziemlich schlagfertig auf Fragen und Widerreden. Sie hatte sich, in Erinnerung an das kleine Mädchen, das von ihr ein weißes Kleid, einen goldenen Gürtel und lange, blonde Haare erwartet hatte, wirklich weiß angezogen, und wenigstens einen gelbseidenen Gürtel umgetan. Die langen Haare fielen freilich weg, dafür leuchteten die kastanienbraunen Kurzen in rötlichen Lichtern. Sie achtete nicht darauf, daß die Herren sich über ihre frische Jugend und über ihre fröhlich vorgebrachten Aphorismen freuten. Die trugen alle die gleiche Ueberschrift: So ist es, und nicht anders! Freilich brachte Jo alles sehr herzig vor, und beharrte nicht auf ihren Meinungen, wenn man nicht mit ihr einverstanden war. So viel Freiheit ließ sie jedem.

Das Schulhaus war neu erbaut worden in schönem ausgefuchtem Sandstein. Die Räume waren groß, die Fenster breit, die Gänge und Treppen weit und die Fußböden glänzten.

Wiederum klopfte Jorinde das Herz, als sie den großen Saal betrat, in dem sie sprechen sollte. Kopf an Kopf gedrängt saßen die Kinder, und wie ein Schleier fiel plötzliche Stille über die tuschelnde Gesellschaft. Nichts rührte sich mehr. Blumen schmückten den kleinen Tisch, an dem Jo sitzen sollte, und hinter ihr waren großblättrige Topfpflanzen aufgestellt. Die vielen Kinderköpfe: die braunen, gelben, schwarzen und roten erinnerten

Jo an die Sterne. Was wohl aus ihnen allen wird? Ob es wahr ist, daß jedes sein Schicksal in sich trägt? Eigentlich wäre das eine schreckliche Ungerechtigkeit. Was können sie dafür? Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie ihre Gedanken vertreiben.

Als Jo da saß, löste sich ein kleines Mädchen aus der Schar, kam blutrot vor Aufregung und Stolz daher, stellte sich vor Jo auf und begann:

Liebes Fräulein, wir sind froh,
Daß Sie zu uns kommen;
Daß Sie von der Schule hier,
Haben es vernommen,
Daß wir Märchen gerne haben,
Und auch andere schöne Gaben,
Daß Sie uns erzählen sollen,
Was wir gerne hören wollen,
Und ... wir ... danken ...

Sie blieb stecken. Man flüsterte ihr zu, laut, leise, aber es nützte nichts. Sie streckte Jo den Strauß hin, und statt zu weinen, wie es leicht hätte geschehen können, lachte sie und sagte:

„Ich weiß nicht mehr weiter.“ Da packte sie Jo und küßte das Dingelchen und wollte wissen, ob sie etwa das schöne Verschen selbst gedichtet hätte?

„Nein“, schrie ein Junge, „ich hab's gedichtet. Die Mama hat mir nur die erste Linie gesagt.“ Ein Gelächter erhob sich, denn den Wänden entlang saßen die Mütter, und natürlich die des Verfemachers und die der Abgeordneten zuallerzuerst.

„Nun danke ich euch beiden besonders“, sagte Jo. „Und nehmt nur dort die zwei Stühlchen und setzt euch da ganz vorne hin, weil ihr mir doch eine Extrafreude gemacht habt.“

„Ich habe auch ein Gedicht gemacht“, rief ein Mädchen. „Aber die andern haben es nicht genommen.“

„So danke ich auch dir, gelt. Und nun wollen wir anfangen.“ Und Jo begann wieder von der Hasengroßmutter zu reden, wie sie ihren kleinen Hasengroßkindern auch Geschichten erzählt habe und wie die langohrigen Häschen nichts begriffen, weil sie von der ganzen Welt noch nichts wußten. Und gerade so wie die Kinder in allen andern Schulen, lachte der ganze Saal, als die Großmutter ihnen erklären mußte, was ein Sack sei und was ein Mensch und was ein Jäger mit einer Flinte. Sie klatschten so gut sie konnten mit ihren kleinen Händen, und die schon große hatten, klatschten, als ob sie Männer und Frauen wären und riefen Bravo, und machten einen Spektakel, daß einer der Lehrer eingreifen mußte und um Stille bat. Denn heute hat er nur, und befahl nicht, und das schien den kleineren Kindern so herrlich, daß sie gar nicht gehorchten. Da rief er mit der „Alle-Tage-Schul-Stimme“ „Ruhe“ und totenstill saßen die Kinder da. Und Jo erzählte weiter. Diesmal für die größeren Kinder, und erzählte von den Urelfanten, und wie die Menschen sie in Gruben gefangen hatten, und von den Bären, die die Pfahlbauer besucht und oben zu dem kleinen Fenster hineingeschaut hätten. Und wie der Bär der Bärin ein Ohr abgebissen, weil gerade nichts anderes zum Beißen da war. Und zuletzt erzählte sie vom Igel, dem seine Frau davon-gelaufen, und von der Wassernixe, und vom Manne, der alles hörte und alles sah, und der nur zu sagen brauchte: Schlaft! so schlief alles ein. Und als eine große Schlacht geschlagen werden sollte, da sagte der Feldherr — denn er war ein Feldherr — nur: Schlaft! Und das ganze Heer der Feinde fiel um und schlief ein, die Offiziere, die Soldaten, samt den Pferden und Kanonen. Und als sie erwachten, hatten sie keine Generale und Fahnen und nichts mehr, und oben aus dem Schloß sah der Feldherr heraus und lachte. — Die Kinder lachten auch und wollten wissen, wie es denn der Mann gemacht habe, daß alles einschlief, wenn er es befahl? Das sei ein Geheimnis, sagte Jo, und der Mann hätte versprochen, es keinem Menschen zu sagen. Einmal aber, er sei betrunken gewesen, da hätte er so dumm dahergeschwätzt und auch das Geheimnis verraten. Und als er wieder vor dem Feinde gestanden sei und habe befehlen wollen: Schlaft, da sei kein einziger feindlicher Soldat eingeschlafen, und der Feldherr sei jämmerlich verprügelt worden. Seine Soldaten aber seien aus der Schlacht fortgelaufen und hätten sich sehr geschämt. Das sei dem Manne recht geschehen, hätte er seinen Mund gehalten.

Als Jo zu erzählen aufhören wollte, weil sie vom Erzählen recht müde war, da baten die Kinder noch um ein Märchen.

„Gut“, sagte Jo, „aber dann dürft ihr nicht mehr betteln.“ Die Kinder versprachen es, und Jo erzählte. Als sie fertig war, rief ein kleines Mädchen — ein ganz kleines zum Glück — Noch eines! Aber die ganze Klasse hieß es schweigen. Und alle dankten Jorinde und baten, sie möchte doch wiederkehren. Am nächsten Sonntag, oder an der Messe, da kämen immer so viele Leute, und es komme auch das Rößlispiel und da könne sie auf den Pferdchen reiten und Ringe stechen. Jorinde meinte aber, da sei sie doch zu groß dazu.

Und so ging der Märchennachmittag vorüber und Jorinde war glücklich und die Kinder auch, und die Leute, die Herren, die Jorinde im Namen der Schule eingeladen hatten, auch. Warum? Weil sie ihr ein kleines Beutelchen mit fünfunddreißig Franken übergeben konnten! Und dazu ein Buch, in das der Lehrer, oder Rektor, oder wer sie eingeladen hatte, jedesmal ein Erinnerungswort hineinschreiben sollte. Jo dankte sehr und meinte, sie sei froh, daß es nicht umgekehrt sei, daß nicht sie etwa ein Buch schreiben müsse, zum Andenken, oder sonst. Da lachte der Herr, der ihr das Buch gegeben, zog ein ganz gleiches

hervor und sagte: „Bitte. Da!“ Und Jorinde mußte sich zu ihrem großen Entsetzen sehr befinnen, was nun wohl passen würde, fand nichts und schrieb endlich: Reden ist Silber ... mit vielem Dank, Jorinde Steffen. Und das Datum. —

In ihrem Zimmer erwarteten sie zwei Briefe von daheim. Claudia an Jorinde.

„Mein Herzenskind, ich danke Dir, Liebes, für Deinen langen Brief. Wegen dem Bären habe ich hinterher noch vor Angst beinahe geweint. Papa hat aber sehr lachen müssen. Er hat eine Zeichnung von Dir gemacht, wie Du auf allen Bieren an der Wand hinaufkletterst, um Dich zu retten. Er sagt, daß Du Dir hättest denken können, daß das ein zahmer Bär sein müsse, da man ihn einfach in einer simplen Scheuer angebunden habe. Wegen dem Jungen, den Du verbinden mußt, sei Dir recht geschehen, warum seiest Du nicht in dein Sanatorium gekommen, wo Du solche Abenteuer, wie das mit dem Bären, nicht erleben müßtest. Ja, weißt Du, Kind, das Schicksal spielt oft mit seinen Untertanen, und diesmal ist es sehr gütig mit Dir verfahren. Jetzt muß ich doch noch lachen, hinterher.“

Aus Deiner Beschreibung des „Wanderers“, wie Du ihn nennst, haben wir nicht ganz klug werden können. War es ein wirklicher Handwerksbursche, der Arbeit sucht, oder ein einfacher Mann, der wanderte, um die Berge zu besteigen, oder sonst wohin wollte? Das mußt Du ja an seinen Reden gemerkt haben, obgleich heutzutage die Schulen so sind, daß ein gebildetes Mädchen und ein junger Bursche auf der Landstraße sich zusammen unterhalten können, ohne daß eines zu kurz kommt und beide zufrieden sind. Und nicht wahr, Du sperrst Deine Augen auf, und schaust Dir Deine Leute an? Wieder ist ein freundlicher Chauffeur, der Leute mitfahren ließ, von ihnen ermordet worden. Denke an Papas Rat, abends nicht auf der Straße zu gehen, Dich überhaupt nachts nicht draußen aufzuhalten, allein. Vergiß es nicht.

Onkel Basil hat wiederum ein Tennismatch gewonnen, 1:3. Ich habe zugeesehen. Er sah ausgezeichnet aus mit seiner wohlgerateneren Figur und seinem braunen Gesicht. Daß er sich nicht verheiraten will, ist mir ein steter Kummer. Ich habe ihn gefragt, warum er solche Widerstände gegen die Ehe habe, da er doch bei uns Gelegenheit genug hätte, zu sehen daß er davor keine Angst zu haben brauchte. Er sagte: Im Gegenteil, ihr habt eine Ehe erster Klasse fertiggebracht, und eine Ehe zweiter Klasse will ich nicht. Bringe mir ein Mädchen, wie du eins warst und ich heirate sie auf dem Fleck. Das ist aber die lautere Ausrede und Flunkerei, denn so Mädchen gibt's duzendweise.

Deine Freundin May hat mir einen Besuch gemacht, um sich nach Dir zu erkundigen. Sie sieht müde aus, war sehr elegant angezogen und schien mir unruhig und nervös zu sein. Ich sagte, sie spiele gewiß zu viel Tennis, und da wurde sie rot; ich hoffe, daß ich sie nicht irgendwie verletz habe.

Auch der Martin Born war da und erkundigte sich nach Dir. Es war wie im Examen, er fragte, und ich antwortete. Alles wollte er wissen, und nach allem erkundigte er sich. Ihr seid ja immer besonders gute Freunde gewesen. Er wollte alle Deine Adressen haben, und das war mir doch etwas zu viel. Er könne ja allemale anfragen, wenn er Dir schreiben wolle. Ohne Dich sei es langweilig, behauptete er, und der Ausflug am Sonntag ohne Dich sei gewesen wie ohne Pfeffer und Salz und ohne Zucker und Zimmet. Er brachte mir auch Blumen, und das war nett von ihm. Papa aber sagte nachher, das kenne er schon! Den Sack schlägt man und den Esel meint man. Aber ich erklärte, daß das weder für Dich noch für mich ein Kompliment

ment sei. Aber sonst — ohne ihn könnte ich es ja gar nicht ausbalzen, Dich so lange entbehren zu müssen. Mein Kindchen, lebe wohl. Bhüet Di Gott.

Deine Mama Claudia.“

Nun rieselten die Tränen eine Weile über die runden Wangen. Papa hat recht, ein Esel bin ich. Von der Mama fortzugehen, weil die Buben mich geärgert haben und herausgefordert! So bin ich eben, und sitze nun da und heule. Und vielleicht bin ich doch kein Esel, das werden wir erst später sehen. Eigentlich bereue ich nichts. Ich finde es überhaupt schön, so dahinzupilgern. Bin ich müde, so ruhe ich mich aus. Habe ich Hunger, so esse ich etwas, und alles ging doch so gut bis dahin. Und immer erwartet man etwas, immer kann etwas geschehen. Nichts ist wie alle Tage. Fein.

Perseo an Jorinde.

„Nun bist du schon — nein erst drei Tage fort und fehlst uns sehr. Da läufst Du irgendwo in der Welt herum und wir haben keine Ahnung, wo du bist. Wahrscheinlich Winden und Wetter ausgesetzt und wir können nicht wie sonst, den Regenschirm für Dich spielen und Dich beschützen. Erlebst weiß Gott was für Abenteuer, und wir haben die Hühner zu mimen, die am Rande des Wasserbeckens herumlaufen und zusehen müssen, wie ihr Entlein davonschwimmt. Ich bin neugierig, wie Du Dich durch die Welt schlagen willst, und gönne es Dir ein wenig, wenn Du das Näschen anstößt. Hat es gut und macht sich davon! Hat Eltern von unerklärlicher Geduld und unentschuldbarer Liebe, und geht und sucht Ersatz für sie in der weiten Welt! Deine Stifrende werde ich mir aber hernehmen, wenn Dir etwas zustößen sollte, daß können sie gewiß sein. — Uebrigens liegt es ganz und gar an Dir, denn ich habe Dich stark im Verdacht, daß Du auch ohne die Herausforderung der jungen Kerle, über kurz oder lang, von uns weggeflogen wärest. Nicht geflogen, sagst Du. Gegangen, um mir mein Brot zu verdienen, sagst Du. Ich weiß. Die gebratenen Tauben werden Dir ja nicht in den Mund fliegen — was ich sehr bedauern würde. — Da Du ja ein Glückskind bist und am Sonntag geboren und gleichsam vom Schicksal behütet wirst, wäre alles möglich. Ich wünsche, daß mir das nicht nur scheinen möge, sondern daß es wirklich so sein wird. Ich sage nicht: Rufe mich, wenn Du in Not bist. Denn Du gehst ja, um Dich allein durchzuschlagen. Aber wenn es wirklich nötig sein sollte, wenn Du wirklich Hilfe brauchst, dann rufe und sei kein Trostkopf, auch im guten Sinne nicht. Leb wohl, mein Töchterchen. Mama schreibt Dir bald.
Dein C. S.“

Ach, der Papa, seufzte Jorinde. Könnte ich doch nur eine Stunde neben ihm sitzen und mich von ihm streicheln lassen. Das fehlt mir sehr. Ich möchte wissen, ob es auf der Welt einen andern Mann gibt so wie ihn? Und dabei ist er angenehm zum Ansehen. Ich müßte ihn ja auch liebhaben, wenn er ausfähe wie der Herr Büchlin. Und hätte ihn ja auch lieb, aber vielleicht müßte ich nachhelfen. Seine Stirne sieht der vom Wanderer ähnlich. Ueberhaupt hat er mich oft an Perseo erinnert. Anders, aber doch. Mama kann übrigens lachen, daß sie gerade ihn bekommen hat. Er natürlich auch. Sie sind ja beide so lieb, eins wie das andere. Und von solchen Eltern laufe ich weg. Papa hat ganz recht. Ich glaube aber trotzdem, es war gar nicht so dumm. Ich sehe es ja, wie ich alle Tage etwas erlebe oder erleben sehe. Und die Menschen sind hier draußen alle so verschieden voneinander. Jedes hat ein ganz anderes Gesicht als das andere. Ob das den Chinesen auch so vorkommt? Mir scheint es nämlich, die Chinesen und die Japaner sehen einander ähnlich, so wie ein Ei dem andern, zum

Berwechselfen. Wahrscheinlich können sie selbst sich aber gut voneinander unterscheiden.

Jorindes erster, „wichtiger“ Vortragsabend brachte ihr vollen Erfolg. Sicherlich trug ihr junges, schalkhaftes und allerliebstes Gesichtchen dazu bei, den Saal mit Sympathie zu füllen. Gewiß wirkte es stark auf die Zuhörer, daß das junge Mädchen ausfah wie eine Blume, und Mühe hatte, ihre Verlegenheit zu überwinden. Aber zu dem allem verstand sie ihre Sache. Geschmack, tadellose Diktion, eine angenehme, helle Stimme, auch die Wahl der Märchen, alles trug dazu bei, den Abend zu einem harmonischen zu gestalten.

Gleich von Anfang an wurden die Zuhörer gefesselt: Das chinesische Märchen vom Wunschfaß — mit dem Motiv des unerfülltlich Begehrenden — das zum Schluß am laufenden Band Großväter spendete, die der Wünschende zu ernähren die Pflicht hatte, erregte stärkste Heiterkeit. Ein anderes, ein Negermärchen, war zugleich eigenartig und schaurig. Es fand seinen Höhepunkt in dem Augenblick, als das abgesechnittene Haupt eines Verfolgten sich plötzlich zu regen begann und sich davonmachte. Als die Erzählende mit leiser und fast gespenstischer Stimme flüsterte: Und es rollte ... und rollte ... und rollte ... ging ein geheimes Gruseln durch die Reihen, und jeder sah fröstelnd den schwarzen, verzerrten Kopf mit seinem Stumpf über den Waldweg sich wälzen. Zum Glück verwißte die malaiische Fabel vom Fuchs, der ebenso findig ist wie der deutsche, den Eindruck des Negermärchens, denn der östliche Reinecke war reich an lustigen Streichen. Zum Schluß ließ Jorinde unsere gewöhnlichen Haustiere sprechen, deren Eigenheiten mit denen der Menschen vergleichend. Herzlicher Beifall lohnte sie. Und als sie sich oft genug verbeugt hatte und oft genug glücklich gelächelt, wurde ihr noch ein wundervoller Strauß roter Rosen überreicht. Eine Karte lag dabei: Von ihrem Landstraßenkameraden. Jo, die eben die drei Stufen, die sie über die Zuhörer erhoben, herabsteigen wollte, warf noch rasch einen Blick durch den Saal, ob nicht vielleicht der Wanderer selbst irgendwo zu sehen wäre, der, eines Hauptes länger als alle Welt, leicht hätte gefunden werden können. Dunkelrot vor Freude über die Rosen, stieg sie herab, und wurde umringt, beglückwünscht, begrüßt, gefragt, eingeladen. Schließlich fuhr sie mit Anna-Maria im Auto einer Freundin nach dem Pfarrhaus.
Fortsetzung folgt.

Der Böse

Von Martha Niggli

Es war einmal ein Mann, der war Mechaniker in einer Automobilfabrik und er verdiente viel Geld. Man darf sein Geld natürlich nicht mit dem des Fabrikbesizers vergleichen, sonst wäre es nur wenig gewesen. Aber er verdiente viel Geld. Er war außerordentlich groß und stark, so ein Kerl, der Mühlsteine hätte zu tragen vermögen. Deswegen war er Oberturner. Er war aber auch Paukenist bei der Stadtmusik, und, da er alle andern an Länge übertraf, Stimmzähler beim Josephenverein. Er konnte auch schreiben, denn er war acht Jahre in die Schule gegangen, und deswegen führte er das Aktuariat des Ruderkubs. Ja, ich könnte Seiten füllen, wenn ich alle Aemter aufzählen wollte, die ihm übertragen worden waren. Aber das will ich nicht. Ich will nur noch sagen, daß er noch jung war und das entschuldigt manches. Wenn er reifer gewesen wäre, so hätte er nicht einfach zu seiner Frau gesagt: „Alte, gib das Fressen her!“ und wäre dann fortgelaufen, um erst in der Sonntagnacht wieder zu kommen, sondern er hätte sich vielleicht auf den Ofentritt gesetzt und hätte mit seinen drei kleinen Kindern gespielt. Aber eins davon hatte ein frankes Beinchen, das nur in der Höhenfonne hätte geheilt werden